

Leseprobe aus:

Philippe Claudel

An meine Tochter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Wir sind *Hyänen*. Das weiß ich jetzt mit Sicherheit, denn ich habe den Beruf schon seit zu vielen Jahren und vor allem zu lange ohne Seele und Herz ausgeübt. In dem riesigen Krankenhaus, in dem ich arbeite, sind wir im Augenblick nur zu zweit. Wir sind da, um den Toten etwas wegzunehmen und es den Lebenden zu geben. Wir lassen die Lebenden besser leben, indem wir den Toten das entnehmen, was sie nicht mehr brauchen können. Ein merkwürdiger Beruf. Ich habe ihn mir nicht wirklich ausgesucht. Ich habe es einfach geschehen lassen.

Die Frau, die mir gegenüber sitzt, lenkt meine Gedanken wieder zu dir. Schweigend, durch ihre Gesten, durch ihren Schmerz, der sich noch auf dem kleinsten Teil ihres Körpers bemerkbar macht, und auch in der Art, wie sie ihre Haare in die Hände nimmt, sie über ihre Augen legt. Sie zwingt mich, an dich zu denken, als würde ich mich in sie hineinprojizieren oder als tauschten wir unsere Rollen. Ich weiß nicht, warum es ihr gelingt, mich wieder ein wenig mit deiner Welt in Verbindung zu bringen, einen leisen Zweifel zu wecken, oder besser, eine Tür zu öffnen.

Heute Nacht hast du geweint, und ich habe dich mit in mein Bett genommen. Du hast dich etwas bewegt. Du hast die Augen nicht aufgemacht. Du hast nach meinen Haaren gegriffen, dann bist du mit verschränkten Armen wieder eingeschlafen. Ich habe dich an mich gedrückt. Ich habe dein Herz schlagen gespürt, schnell, viel zu schnell. Ich habe die Augen geschlossen, dich geküsst und das Gesicht deiner Mutter wieder vor mir gesehen.

Heute habe ich meinem Kollegen gesagt, er würde viel zu großen Wert darauf legen, was für ein Bild er abgebe. An dieser Bilderflut müsse man am Ende sterben. Es war nach zehn. Er trank seinen dritten Kaffee und lief in unserem Büro auf und ab. Ich sagte ihm, heutzutage gebe es nichts anderes mehr als Bilder: schöne Bilder, denen man mit Hilfe von Computerbearbeitungen, Paraffin, Implantaten, Vitaminen, Prothesen, essenziellen Fettsäuren, Fitness oder Ökoessen ähnlich werden möchte. Und hässliche, grausame, blutige Bilder von Kriegen, Morden, Attentaten, Autounfällen, Flugzeugabstürzen, Hungersnöten, Stürmen, Vulkanausbrüchen, Massakern, kollektiven Selbstmorden, ethnischen Säuberungen, bei denen uns, wenn wir sie in den Zeitungen entdeckten, in unserer Behaglichkeit noch wärmer werde. Ich hätte genug davon, das alles wüchse mir über den Kopf. Damit müsse jetzt Schluss sein.

«Jetzt geht das wieder los, du solltest Listen anlegen, du mit deinen zwanghaften Litaneien!»

Ja, Listen. Die sehr schnell veraltet wären und durch andere ersetzt würden, die ebenso rasch veralten.

Andere Dramen werden aus den Gedächtnissen der Leute jene Dramen verdrängen, die ich dir aufzähle und die ich jeden Abend im Fernsehen ansehe, während ich dir löffelweise deine Suppe füttere, «nein, Papa, *mein* Papa, kein Hunger, kein Hunger ...», denn du hast nie Hunger, als wolltest du nicht wachsen, als würde dir der Eintritt in diese Welt, in der ich mich eingezwängt fühle, Angst bereiten, als wolltest du immer ein einundzwanzig Monate altes Kind bleiben, mit deinen Pobacken, die so weich sind wie der Bauch eines Rehs, und deinem Lachen, das durch die ganze Wohnung schallt.

Du wiegst 9,34 Kilo. Das ist wenig. Mein Kollege vergleicht gerne. Er liebt den Wettbewerb. Sein Jüngster ist drei Monate jünger als du, aber er wiegt schon 11,75 Kilo. Jeden Tag höre ich: «Er würde am liebsten noch die Finger seiner Mutter essen! Ein richtiger Vielfraß!» Daran habe ich keinerlei Zweifel. Ich kenne den Vater.

9,34 Kilo: Ich habe das Ergebnis des gestrigen Wiegens im Gedächtnis behalten. Als ich mir sagte, ich müsse es behalten, dachte ich, es sei so etwas wie ein Zugfahrplan, die Zeit meiner Abreise.

«Willst du keinen Kaffee, bist du sicher? Du machst mich inzwischen richtig fertig, du siehst aus wie ein Verrückter, pass bloß auf, schlaf ein bisschen, geh nochmal zu deiner Kellnerin aus der Bar, das wird dir gut tun!» Es war nach elf. Mein Kollege hatte bereits *L'Équipe Magazine*, *L'Évènement du Jeudi* und *Paris Match* gelesen.

Wir hatten heute Morgen keinen Anruf. Ich spürte,

dass auch dies ihn fertig machte. Und ich habe ihm von der Bilderflut erzählt und von seinem Bild, das darin untergeht, das nichts mehr zu bedeuten hat, das schließlich nichts mehr sein wird, gar nichts mehr, habe ihm gesagt, dass sein Bild kaum seinen Kindern zu deren Lebzeiten in Erinnerung bleiben wird und er später, nach dem Tod seiner Kinder, wirklich nichts mehr, gar nichts mehr sein wird. Er hat den Arm nach oben gereckt. Hat dabei seinen Kaffee umgestoßen, Beleidigungen geschrien, ist dann türenschlagend hinausgegangen: «Um Luft zu schnappen, denn du gehst mir dermaßen auf den Sack!»

Er legt großen Wert auf sein Bild, auf mein Bild, auf unser Bild, auf das Bild der Abteilung, das Bild des Krankenhauses, in dem wir arbeiten. Er weigert sich, diese Bilder für falsch oder vergänglich zu halten. Das hat er eben erst unter Beweis gestellt, beim Mittagessen in der Cafeteria.

Samstags ist es dort ruhiger. Es ist weniger los. Wir haben uns mit einem Beschäftigten des technischen Dienstes an einen Tisch gesetzt, mit einem Elektriker, den mein Kollege flüchtig kennt, weil sie gelegentlich in derselben Reihe im Parc-de-Prince-Stadion sitzen. Dort schreien sie die Namen der elf Spieler ihrer Mannschaft. Sie machen *la ola*. Sie beschimpfen die elf Spieler der gegnerischen Mannschaft als «Kinderficker» und «Arschlöcher» und den Schiedsrichter als «Neger», «Kanaken» oder «Kameltreiber», falls er ein wenig braun aussieht und ein Foul pfeift, wo sie keines bemerkt haben.

Vor dem Spiel hat er keine Zeit, noch einmal nach

Hause zu gehen, deshalb zieht er sich in unserem kleinen Büro um, vor dem Foto seiner Frau im Stringtanga, mit Schwangerschaftsstreifen und Orangenhaut, trotz allen Fettabsaugens und wochenlanger Thalassotherapie im Schönheitsinstitut Louison Bobet. Er zieht seine Fankleidung an – Mütze, Schal, blaue Perücke und ein Trikot in den Farben von Paris Saint-Germain –, die ihm ein unsympathisches, bedrohliches Aussehen verleiht.

So geht er in das Café im Erdgeschoss des Krankenhauses und trinkt dort zehn Bier, «um mich aufzuheizen», bevor er das Stadion betritt, wo Alkohol verboten ist. Die Bereitschaftspolizei pfercht ihn und die anderen auf vergitterten Tribünen gruppenweise wie in Hundezwingern zusammen, als wären sie gefährliche Viehherden, die unter verschärfte Bewachung gestellt werden, und mein Kollege stößt Kriegsgeheul aus, macht den Nazigruß, zeigt den Stinkefinger, schreit obszöne Beleidigungen, entfaltet mehrere Meter lange, bemalte Spruchbänder, auf denen in riesigen Buchstaben geschrieben steht: «Marseille! Die Pariser Ultras ficken euch!», wenn die Pariser Mannschaft Marseille zu Gast hat, oder: «Lens! Die Pariser Ultras ficken euch!», wenn sie Lens zu Gast hat, oder auch: «Straßburg! Die Pariser Ultras ficken euch durch!», wenn sie Straßburg zu Gast hat, und ein bisschen Abwechslung muss sein, und so weiter für jede eingeladene Mannschaft, die meistens unter einem Hagel von Schrauben, Muttern, Nägeln, Flaschenscherben und mit Urin und Exkrementen gefüllten Präservativen vom Platz geht.

Das alles tut er «aus Liebe zum Sport», denn wie sagt er oft zu mir: «In unserer verrückten Welt ist und bleibt der Sport das einzig Wahre.»

Aus Liebe imitiert er anderthalb Stunden lang Gesten, die einst Millionen von Menschen in die Gaskammern geschickt haben, Menschen, von denen einige so klein waren wie du, Kinder, Neugeborene, kleine Rosenknospen, die in den Tod gingen und dabei ihre Eltern ansahen, die sie anlächelten und von einer schönen Reise erzählten, während Hunde neben ihnen standen, bereit, sie zu zerreißen, zu zerfetzen, und Männer diese Hunde festhielten und anstachelten. Diese Männer hatten frei entschieden, erbärmlischer zu sein als Hunde, und andere Männer, die weit weg von diesen Todeszügen, ja, vielleicht weiter weg, aber tatsächlich nicht weniger hassenswert waren, Männer mit schmutzigen Händen haben diese Millionen Toten in aller Seelenruhe überlebt und atmen, lachen noch immer, betrachten sich im Spiegel, lassen ihre Enkelkinder auf den Knien reiten und verschwenden keinen Gedanken mehr an jene anderen Kinder, an die Menschen in Massengräbern, in Öfen, in Waggonen endlos langer, düsterer Züge, in Gaskammern, deren Decken noch heute die Kratzer der Fingernägel derer aufweisen, die versucht haben, sich der Verätzung der Lungen, dem Tod, der unsichtbar in sie eindrang, zu widersetzen.

Das alles habe ich ihm vor zwei Wochen gesagt. Ich redete pausenlos, als wärest du bei mir gewesen, als hätte ich für dich und nicht für ihn gesprochen. Er hörte mir zu und riss dabei die Augen weit auf, in der

Hand einen Becher mit seinem ewigen Kaffee, den er nicht trinken konnte. Aber dann, als ich endlich still war, brach es aus ihm heraus:

«Nazi! Ich? Dir geht's ja nicht gut, dir geht's wirklich nicht gut ... Du hast es nicht anders verdient, ich müsste dich ...»

Er ballte die Fäuste. Er rannte in unserem Büro im Kreis, warf wütend seinen Plastikbecher in den Müll-eimer, dann beruhigte er sich und fing wieder an:

«Gut, eins ist klar, ich will nicht behaupten, dass es unter uns nicht auch ein paar Faschos gibt, junge, durchgeknallte Typen, wir waren doch auch so, wir haben auch Scheiße gebaut. Aber das ist alles nur Theater, wir lachen, wir glauben kein Wort von dem, was wir sagen, die toben sich nur aus, das ist alles. Und schau mal, unter uns gesagt, auch Mitterrand war Faschist, als er jung war, das hat er Guillaume Durand selbst gesagt, oder war es PPDA, oder war es bei den *Guignols*, ich weiß nicht mehr, jedenfalls hat er es gesagt! Und trotzdem war er der größte Präsident, den Frankreich je hatte, oder etwa nicht?»

An diesem Abend hast du zum ersten Mal Pipi ins Töpfchen gemacht. Ich fand dieses erste Pipi sehr be-wegend, denn es war ein Zeichen dafür, dass du be-gannst, das niedliche Alter des schlafenden, tollpat-schigen Säuglings hinter dir zu lassen, und immer mehr zu einem kleinen Kind, einem Menschenkind wurdest. Es hat mich bewegt und zugleich erschreckt, denn die Zeit vergeht, und bald wirst du denken, bald wirst du leiden.

Du wirst sehen, man muss wachsen und enttäuscht werden. Man muss Hände schütteln und Gesichter küssen, die, noch während man sie küsst, anfangen zu eitern, zu riechen und sich in Fetzen aufzulösen.

Wir werden durch unsere Welt geformt. Vielleicht sind wir nicht zu viel nütze. Ich weiß es nicht. Ich will es nicht mehr wissen. Du, mein kleines Baby, wirst es vielleicht erfahren, meine Kleine, die ich heute Morgen angsterfüllt geküsst habe: voll der Angst, die ich mir selbst einjage. Deine Wangen waren warm und rot, denn du hattest sie im Schlaf an deinen Laken gerieben. Du hast mich in aller Unschuld angesehen, hast mir mit dem Finger deine Bärenfamilie gezeigt und gesagt: «*Mein* Papa, Mama, Baby.» Ich ging aus deinem Zimmer und nahm dein Bild mit mir.

Die Frau mir gegenüber weint noch immer. Der Körper ist eine seltsame Maschine. In den Händen hält sie drei durchweichte Taschentücher, ein weiteres ist auf den Boden gefallen, das andere, das nur noch weißer Staub ist, nicht mitgezählt. Sie versucht, sich mit der größtmöglichen Genauigkeit an den letzten Blick ihrer Tochter zu erinnern, an ihre eigenen Worte und an die Worte ihrer Tochter. Sie ist jetzt in die Phase eingetreten, in der das Bedauern einsetzt. Davor war alles ohne Bedeutung:

Man zerstreitet sich, ärgert sich, hält sich für unsterblich und ist überzeugt, dass alles wiederholbar ist. Der Tod ist das Fallbeil, es kappt die Blüenträume. Der Tod ist die erste Wahrheit, aber sie kommt zu spät: Sie kann uns nur noch Bitteres lehren.

Heute Morgen habe ich dich verlassen. Ich erinnere mich sehr gut daran, denn ich verließ dich und hatte einen Entschluss gefasst, der diesen Augenblick für mich unvergesslich macht. Jetzt bin ich nicht mehr sicher. Diese Frau und ich sind im Begriff, unsere Rollen zu tauschen. Ich nehme teil an ihrem Schmerz. Sie führt mich wieder ganz in deine Nähe. Ihr Schmerz nimmt mich bei der Hand und führt mich zu deinem Lachen, zu deinem Schnupfen, zu deinen ersten Zähnen, die noch nicht alle gewachsen sind.

Wieder sagt sie den Namen ihrer Tochter, sieht mich dabei an.

Sie hat den Leichnam ihrer Tochter noch nicht gesehen. Das ist eine unserer Regeln. Wir müssen uns einschalten, bevor die Familien den Leichnam sehen, denn wenn sie ihn erst gesehen haben, ist es zu spät, zu spät für uns: Dann wollen sie ihn nicht mehr hergeben. Also erfinden wir Ausreden, damit wir ihn nicht sofort zeigen müssen. Wir sagen, er sei in einem

anderen Krankenhaus, er werde überführt, er sei im Augenblick nicht *sichtbar*, diesen Satz liebt mein Kollege besonders: «Der Leichnam ist nicht *sichtbar*.» Mit Unschuldsmiene betont er das Wort, lädt es unter dem Deckmantel der Menschlichkeit mit Schrecken und Vorstellungen auf, die nichts Menschliches mehr an sich haben.

«Den *Patienten* auf die Folter spannen, ihn stundenlang weich kochen, das ist die Hauptsache», hatte er mir im Tonfall eines Ausbilders erklärt, als ich vor einigen Jahren im Krankenhaus zu ihm gestoßen war und er mich gewissenhaft aufgeklärt hatte – über die *Hyänen*.

«Du wirst sehen, am erstaunlichsten ist, dass wir sie manchmal stundenlang vor uns sitzen lassen können, ohne ihnen etwas zu sagen, und auch sie fragen uns nichts, als wären sie eigentlich gar nicht anwesend, als wären sie woanders, zu Hause, in der Vergangenheit, keine Ahnung, wo! Das alles braucht seine Zeit, das ist die Hauptsache, und dann, auf einmal, wenn du spürst, wie sie langsam wieder auftauchen, dann darfst du sie nicht entwischen lassen, ein gezielter Schlag in den Nacken, und zack, packst du zu.»

Heute Morgen gab es keine Anrufe. Ich habe gemerkt, dass mein Kollege deswegen enttäuscht war. Er hatte genug davon, dass ich mit ihm sprach, dass ich ihm von seinem Bild erzählte. Nach mir verlor auch er die Nerven. Er ging im Kreis, kam rein, ging raus, kam wieder rein, blätterte verärgert in den Zeitschriften und Zeitungen, mit denen er sich immer eindeckt, «um auf dem Laufenden zu bleiben».